

POLIS

Alles Agglo?

Politische Perspektiven auf den Raum zwischen Stadt und Land



Grün – Beton – Grün, austauschbare Fertighäuser, Trampolins in Vorgärten, pendeln in S-Bahnen, bünzlige Garten-sitzplätze, triste Siedlungsbauten – die Liste der Assoziationen mit der «Agglo» liesse sich beliebig erweitern. Solche Bilder sind dafür verantwortlich, dass sich die wenigsten gerne mit der «Agglo» identifizieren. Dies, obwohl die Mehrheit der schweizerischen Bevölkerung in Agglomerationsgemeinden lebt. Und auch die Zukunft der Raumplanung liegt primär in den Agglomerationen. Dort, wo Veränderung und Entwicklung (noch) möglich ist und dort, wo die Gesellschaft darüber entscheiden muss, in welche Richtung der Umgang mit der Ressource Raum in Zukunft gehen soll. Zersiedelung oder verdichtetes Wohnen? Investition in den öffentlichen Verkehr oder Strassenerweiterungen? Kollektive Wohnprojekte oder Rückzug ins Eigenheim?

Dies sind spannende Ansätze für die Politische Bildung, die auch die Lebenswelt der Jugendlichen betreffen: Wie und wo wollen wir leben? Wer entscheidet darüber, wie Raum gestaltet wird? Inwiefern hat jeder und jede Einzelne die Möglichkeit, an diesem Gestaltungsprozess zu partizipieren? Das aktuelle POLIS versucht, den Puls der «Agglo» zu fühlen und hat sich hierzu ein neues Kleid verpasst.

Viel Spass beim Lesen.



Vera Sperisen und Claudia Schneider arbeiten an der Pädagogischen Hochschule FHNW, Abteilung Politische Bildung und Geschichtsdidaktik am Zentrum für Demokratie Aarau.

5 Nachgefragt

Jugendliche geben Auskunft über Wohnträume und Freizeiträume.

10 «Wir planen für Menschen»

Ein Gespräch mit Stephan Felber zu seinen Erfahrungen als Raumplaner in der Agglomerationsgemeinde Köniz.

14 Beteiligung bringt Verantwortung

Wenn Jugendliche den öffentlichen Raum mitgestalten, bringt das allen etwas. Delia Wiest, Samuel Flükiger und Erich Schwarz berichten über ein Pilotprojekt aus dem Kanton Aargau.

18 Wer kocht den Siedlungsbrei?

Lineo Umberto Devecchi umreisst die Wachstumsgeschichte und die aktuellen Herausforderungen der Agglomerationen.

23 Der Ort und ich

Jonas Bubenhofer beschreibt, wie Räumen ein Charakter zugeschrieben wird und warum diese Identität für uns wichtig ist.

27 Tipps & Tricks

Ein Sammelsurium an Lehrmitteln, Handbüchern, Informationsportalen und Filmbeiträgen liefert Ideen für den Unterricht.

8 Sind wir «Agglo»?

Vera Sperisen denkt darüber nach, was die «Agglo» mit uns zu tun hat und sucht nach inhaltlichen Anknüpfungspunkten für die Politische Bildung.

32 Weiterbildungsveranstaltung: Alles Agglo? Politische Perspektiven auf den Raum zwischen Stadt und Land.

Die Weiterbildungsveranstaltung zeigt auf, wie die Themen aus dem vorliegenden «POLIS» in der Politischen Bildung vertieft werden können.



Was verbinden junge Menschen mit dem Begriff Agglomeration? Beschäftigen sich Jugendliche mit Fragen rund um die Zersiedelung der Landschaft? Und welche Wohnträume haben sie? Wir haben nachgefragt.

Aufgezeichnet von Claudia Schneider und Vera Sperisen



James, 16
Sozialjahr

Wo wohnst du?
In Zofingen. Ich bin dort geboren und aufgewachsen.

Wenn du deinen Wohnort frei wählen könntest, wo würdest du wohnen?
Ganz ehrlich? Ich möchte in Zofingen bleiben, mitten in der Stadt in einer Wohnung.

Ist Zofingen eine Stadt?
Ja, offiziell ist es eine Stadt. Ich finde aber, es ist schon etwas an Olten angehängt.

Wohin geht man denn als Jugendlicher, wenn man ausgehen möchte?
Es gibt schon was in Zofingen, aber wenn schon, dann geht man nach Olten oder Luzern.



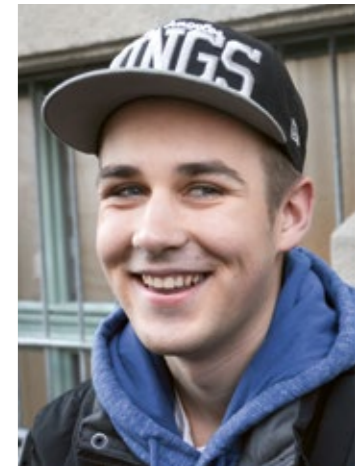
Jessica, 16
Ausbildung zur Assistentin Gesundheit und Soziales

Wie wohnst du?
Ich wohne in Schöffland, in einem Haus. Es ist ein Altbau und wurde vor dreissig Jahren von meinem Vater gebaut.

Wo würdest du am liebsten wohnen?
In einer verlassenen Gegend am Meer. Am liebsten in einem Altbau.

Woran denkst du, wenn du den Begriff Agglomeration hörst?
Keine Ahnung.

Das Schweizer Mittelland wird immer mehr zugebaut. Was sagst du dazu?
Ich finde es krass, wie viel neu gebaut wird. Teilweise viele Häuser direkt nebeneinander. Das ist schade für die Natur.



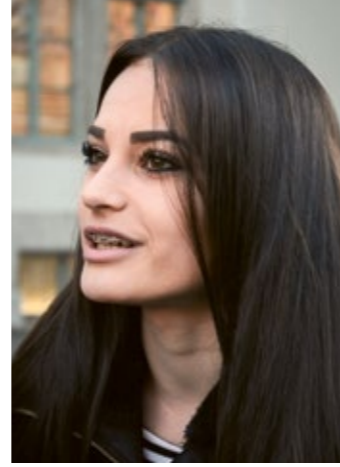
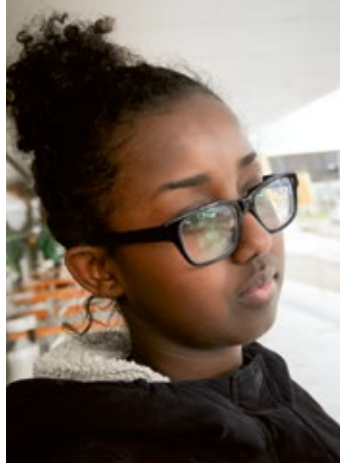
Ivo, 17
Kaufmännische Ausbildung

Wo wohnst du?
In Suhr bei meinen Eltern in einem Einfamilienhaus.

Wie möchtest du wohnen, wenn du frei wählen könntest?
In Luzern oder Zürich in einer WG mit Kollegen.

Findest du, es gibt genug Angebote für Jugendliche in Suhr?
Es gibt gar nichts in Suhr.

Was hältst du von der Zersiedelung des Mittellandes?
Es ist gefährlich, wenn das Land immer billiger wird und man dadurch manchmal auch zu viel baut. Jetzt hat es noch genug Platz, aber was ist in der Zukunft?



**Kafija, 15
Praktikum Pflege**

Wo wohnst du?
Ich wohne in Auzelg in Zürich.

Gefällt es dir da?
Ja. Ich kenne die Menschen, die dort leben und fühle mich wohl.

Wo möchtest du am liebsten leben?
In den USA. Meine Tante sagt, dort sei es mega cool. Sie lebt in Nashville und ich werde sie demnächst besuchen.

Kennst du den Begriff Agglomeration?
Ich weiss nicht, was das ist.

Agglomerationen sind die Regionen ausserhalb der Stadt. Vorstädte. Glaubst du, Auzelg ist eine Agglo?
Ich glaube schon. Weil nach Auzelg kommt Schwamendingen.

**Vanol, 16
Schüler**

Wo wohnst du?
In Olten. Ich wohne gerne dort.

Wo würdest du am liebsten wohnen?
In Las Vegas. In einem riesigen Haus, mit viel Geld. Oder in einer Villa am Meer.

Ist es für Jugendliche möglich, in Olten die Freizeit zu verbringen?
Ja. Ich gehe mit Kollegen raus. Zum Beispiel zum Rauchen in Shisha-Bars.

Was hältst du davon, dass in der Schweiz immer mehr grüne Landschaft zugebaut wird?
Mir ist das egal.

**Jasmin, 16
Ausbildung zur
Fachfrau
Gesundheit**

Wo wohnst du?
Oensingen.

Wohnst du gerne dort?
Nein. Der Ort hat sich stark verändert. Es ist nicht mehr dasselbe wie früher. Es war viel ländlicher, jetzt wird es zur Stadt.

Hast du als Jugendliche genug Freiheiten in Oensingen?
Nein. Es gibt dort nicht viel zu tun. Man muss in die Stadt. Nach Solothurn oder nach Olten.

Wenn du wählen könntest, wo möchtest du wohnen?
In Spanien, Barcelona. Oder am Meer. In Teneriffa, Fuerteventura, irgendwo in einem Strandhaus.

**Aferdita, 16
Schülerin**

Wo wohnst du?
In Niedergösgen. Ich wohne gerne dort. Die Menschen kennen sich untereinander und grüssen sich auf der Strasse.

Wenn du deinen Wohnort frei wählen könntest, wo würdest du wohnen?
In einer Villa, egal wo.

Ist es für Jugendliche möglich, in Niedergösgen ihre Freizeit zu verbringen?
Niedergösgen ist ein Dorf. Es hat zwar eine Bar, aber die ist eher für ältere Menschen.

Was hältst du von der Entwicklung, dass immer mehr Grünflächen im Mittelland zugebaut werden?
Einerseits gut, andererseits auch nicht gut. Ich mag lieber die Altstadt und finde neue Siedlungen weniger schön.



Knapp drei Viertel der Schweizer Bevölkerung wohnt in städtischen Gebieten (Kernstädte plus Agglomerationsgemeinden).

Mehr als 2500 Quadratkilometer der Schweiz sind überbaut (sechs Prozent der gesamten Fläche).

Von 1950 bis 2002 wurde in der Schweiz dieselbe Fläche verbaut, wie in den 2000 Jahren zuvor.

In der Schweiz lässt sich 70 Prozent der Zunahme der Zersiedelung auf das wachsende Platzbedürfnis zurückführen, 20 Prozent auf die steigende Wohnbevölkerung und 10 Prozent auf andere Faktoren.

Pro Sekunde wird in der Schweiz ein Quadratmeter Boden verbaut. 60 Prozent der Fläche sind nicht bebaubar (Berge und Wälder).

1980 waren die Menschen in der Schweiz mit 34 Quadratmeter Wohnraum zufrieden. Heute brauchen die Menschen in der Schweiz durchschnittlich 50 Quadratmeter pro Person.

Raumplanung meets Politische Bildung

SIND WIR «AGGLO»?

Vera Sperisen

Wohnen Sie in der «Agglo»? Fast niemand, den ich kenne, behauptet das von sich. Alle, die ich letztens fragte, sind in einem Dorf oder in der Stadt zuhause. Etwas anders sieht dies das Bundesamt für Statistik (BfS). Weit über die Hälfte der Schweizer Bevölkerung lebt laut Definition des BfS in Agglomerationsgemeinden. Der Journalist Matthias Daum spricht liebevoll von einer Gartenstadt, die sich von Genf bis Romanshorn erstreckt.

Was ist «Agglo»?

Das Bundesamt für Statistik definiert seit 2012 die Agglomeration als «Raum mit städtischem Charakter». Dieser besteht aus einem Agglomerationskern und einem Agglomerationsgürtel. Agglomerationskerne sind beispielsweise Bern, Zürich und Basel; aber auch Orte wie Bulle oder Brig-Visp. In der Schweiz leben rund 5.9 Millionen Personen im Raum mit «städtischem Charakter», was 73 Prozent der gesamten Bevölkerung entspricht. So gesehen ist tatsächlich fast alles «Agglo».

Das Imageproblem

Eine Identifikation mit der Agglomeration fällt aber trotzdem schwer. Mir scheint, die «Agglo» hat ein Imageproblem. «Agglo» steht für provinzielles Bünzlütli, für Langeweile und Mittelmässigkeit, für heruntergekommene Altbau- und sterile Neubausiedlungen. Für Trampoline in Vorgärten, für Bus-Endstationen und für kuriose Kunstgebilde auf Verkehrskreiseln in Einkaufs- und

Industriemeilen in unmittelbarer Nähe zu Autobahnausfahrten. Damit wären ungefähr alle meine Vorurteile auf den Tisch gelegt. Ich selber bin in einem Dorf aufgewachsen. So sah ich das bisher immer. Laut dem Bundesamt für Statistik ist dieses Dorf allerdings auch eine Agglomerationsgemeinde.

Das Selbstbild

Das Büro KEEAS Raumkonzepte aus Zürich hat die Bewohnerinnen und Bewohner von Agglomerationsgemeinden nach ihren Selbstbildern und Wohnidealen befragt: Pragmatismus ist die treibende Kraft hinter dem Umzug in die Agglomerationsgürtel. Ausschlaggebend sind die guten Verkehrsanbindungen, die vergleichsweise billigen Mieten und der Grünraum. Die Bewohnerinnen und Bewohner profitieren von den niedrigeren Steuern und vom Zentrumsnutzen der nahen Stadt. Und trotzdem fehlt der Mehrheit der Befragten ein identitärer Bezug zu ihrer Gemeinde. «Daheim» ist man in der Wohnung, dem Wohnblock oder dem Quartier. Vielfach wird die Anonymität in den schnell gewachsenen Ortschaften bemängelt. Und die «Alteingesessenen» wünschen sich ihr Dorf von damals zurück.

Die Gegenbeispiele

Wichtig ist allerdings, es gibt nicht die Agglomeration. Zwar findet man vielerorts den Siedlungsbrei und die Einfamilienhaussiedlungen, die wie zufällig in die Landschaft geworfene Bauklötze wirken. Gleichzeitig gibt es aber auch Gemeinden mit innovativen Wohnkonzepten,

sinnvoller Mischnutzung und einem belebten öffentlichen Raum. Ihnen ist es gelungen, die traditionelle Dorfstruktur mit neuem Siedlungsgebiet zu ergänzen, ohne dass die Gemeinde auseinanderklafft. Daniel Kübler und Lineo Umberto Devecchi haben diese Entwicklung untersucht und kommen zum Schluss: Orte mit hochwertiger urbaner Qualität entwickeln sich immer dort, wo Raumplanung dank finanzieller Ressourcen von Profis entwickelt und gelenkt wird.

Die Zukunft

Was in und mit den «Agglos» geschieht, ist für die Schweiz zukunftsweisend. Die Agglomerationsgürtel werden die Orte sein, welche die wachsende Bevölkerungszahl in den kommenden Jahren aufnehmen. Dies ist aber nicht allein ein schweizerisches, sondern ein globales Phänomen. Die schweizerischen Agglomerationsgürtel sind die Orte, wo vieles noch möglich ist. Im Gegensatz zu den urbanen Zentren besteht hier noch mehr Gestaltungsspielraum. Privater Raum kann um- und neugestaltet werden und auch die Definition des öffentlichen Raumes ist nicht abgeschlossen. Die Ausgestaltung der Agglomerationsgebiete ist eine wichtige politische, soziale, ökonomische und vor allem raumplanerische Aufgabe der kommenden Jahre.

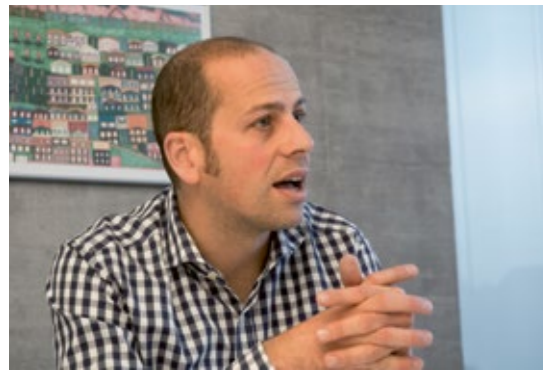
Die Sicht der Politischen Bildung

Und genau diese Tatsache macht die «Agglos» auch für die Politische Bildung zu einem spannenden Thema. Schülerinnen und Schüler können sich im Unterricht mit

einer Vielzahl von Fragen auseinandersetzen: Wie soll in Zukunft mit der knappen Ressource Raum umgegangen werden? Wie und für wen werden neue Siedlungen gestaltet? Wer soll warum darüber entscheiden können, wie der neue Dorfplatz gestaltet wird? Was geschieht mit der Industriebrache in der Nähe des Bahnhofs? Wie wirkt das neue Einkaufszentrum auf mich und warum fühle ich mich im nahen Stadtwald wohl? Die Auseinandersetzung mit raumplanerischen Fragen, mit der Zersiedelung und der Veränderung der Mobilität beinhaltet viele politische Dimensionen. Es geht um vorherrschende Machtverhältnisse, um Handlungsmöglichkeiten und Handlungsgrenzen, um die direktdemokratischen und föderalistischen Strukturen in der Schweiz und um die Frage, wie die Gesellschaft mit einer knappen Ressource umgeht.

DEFINITION VON AGGLOMERATION
LAUT BUNDESAMT FÜR STATISTIK 2012

Agglomerationen gelten als «Räume mit städtischem Charakter» und bestehen aus einem Kern und einem Gürtel. Die Agglomerationskerne werden unter anderem über die Besiedlungsdichte (Anzahl Bewohnerinnen und Bewohner pro Quadratkilometer) und über die Anzahl der Beschäftigten (Arbeitsplätze pro Quadratkilometer) in den Kerngebieten definiert. Zur Abgrenzung der «Agglomerationsgürtel» gegenüber den Kernen wird geprüft, wie viele Berufstätige aus den einzelnen Gemeinden des Umlands regelmässig ins Zentrum zur Arbeit pendeln. Sind dies 33,33 Prozent oder mehr, wird eine Gemeinde dem Agglomerationsgürtel zugerechnet.



Im Herzen von Köniz, dort, wo das Migros-Gebäude steht und die Strassen sich im Kreisel treffen, wird in der Planungsabteilung über Modellen und Karten gebrütet. Hier werden verbindliche Raumpläne ausgearbeitet. Dabei stehen die Bedürfnisse der Menschen im Zentrum. Wir haben mit Stephan Felber, Leiter der Planungsabteilung, gesprochen und ihn nach seinen Erfahrungen bei der Raumplanung gefragt.

Raumplanung in Köniz

«WIR PLANEN FÜR MENSCHEN»

Claudia Schneider und Vera Sperisen
Fotografin Interview: Vera Sperisen

Ist Köniz für Sie eine Agglomeration?
Köniz hat zwar alle Fragestellungen einer Agglomeration, sondern eine «Kleinschweiz». Wir haben in Köniz zwölf verschiedene Ortsteile, welche einerseits urban geprägt und von hoher Dynamik sind, aber andererseits auch ländliche Gebiete mit geschützten Weilern von nationaler Bedeutung haben, welche noch sehr ursprünglich sind. Aber auch das gängige Gesicht einer Agglomeration mit einem Melting Pot von Autobahn, Eisenbahn, Kantonsstrasse, Kiesgruben u.a. findet man in Köniz vor. Nur der Flughafen fehlt noch.

Was ist bei der Raumplanung in Agglomerationen wichtig?
Agglomerationen sollen nicht nur der Vorort eines Hauptortes sein, in den alle am Morgen reingehen und am Abend wieder rauskommen. Für Agglomerationen ist es wichtig, dass sie eine eigene Identität, eigene Subzentren und eigene lebenswerte Räume zum Wohnen und Arbeiten haben. In Agglomerationen sind wir bei der Raumplanung speziell gefordert. Es gibt bei uns leider keine Quartierbüros wie in den Grossstädten, wo wir einen direkten Draht ins Quartier haben und dadurch wissen, welche Probleme die Menschen beschäftigen. Wir müssten stärker vor Ort sein und den Kontakt mit den Menschen suchen. Es ist uns sehr wichtig, dass wir uns mit den Leuten austauschen können und ihre Bedürfnisse kennen.

Der Mensch steht bei der Raumplanung also im Zentrum?
Ja. Wir planen schlussendlich einen Lebensraum für Menschen. Wir verfolgen keinen Selbstzweck. Alles, was wir machen, beruht auf einer Interessensabwägung. Wir versuchen mit den unterschiedlichen Menschen und ihren unterschiedlichen Bedürfnissen im Raum umzugehen. Dabei treffen Widersprüche aufeinander. Da gibt es den Umweltschutz, Energiefragen, Landschaftsaspekte, und da gibt es ästhetische, soziale, politische und ökonomische Aspekte.
Wir versuchen in Köniz künftige Entwicklungen zu antizipieren und mit neuartigen Projekten oder Vorgehensweisen damit umzugehen. Wir entwickeln zum Beispiel ein Siedlungsprojekt, das unterschiedliche Wohnungen mit unterschiedlichem Ausbaustandard anbietet. Es geht dabei um Verdichtung und soziale Durchmischung. Und der Grundeigentümer macht das alles auf freiwilliger Basis, weil er den längerfristigen Mehrwert für seine Liegenschaft sieht. Der Aussenraum soll aufgewertet werden. Die bekannten grünen Grasstreifen vor den Häusern sollen für die Bewohnerinnen und Bewohner des Quartiers nutzbarer gemacht werden. Das alles ist ein Aushandlungsprozess. Alle Beteiligten – sowohl Grundeigentümer wie bisherige und zukünftige Bewohnerinnen und Bewohner – müssen im Quartier einen Vorteil sehen. Ich bin gespannt, ob uns das gelingen wird.

Welchen Stellenwert hat die Mitwirkung in der Raumplanung?
In der Raumplanung ist die Mitwirkung ein wichtiges Thema. Sie ist sogar im Raumplanungsgesetz festgeschrieben. Man kann diese Vorgabe mit viel oder weniger Herzblut anpacken. Ich bin überzeugt, dass mein Team die nötige Sensibilität hat, auf Fragen aus der Bevölkerung zu reagieren. Gleichzeitig müssen wir auch Schwerpunkte setzen, zum Beispiel festlegen, welche Ortsteilzentren welche Versorgungsstrukturen anbieten sollen. Und, was auch ganz wichtig ist: Die Bevölkerung muss realisieren, dass die Raumplanung ihr Lebensumfeld direkt beeinflusst. Das wissen viele gar nicht. Sie können alle schon während dem Planungsprozess mitreden und müssen sich nicht erst am Schluss mit Händen und Füssen wehren.

Wie sieht ein solcher Planungsprozess aus?
Wir zeichnen zuerst die Entwicklung des Raumes über die nächsten fünfzehn bis dreissig Jahre auf. Ein Weitwurf. Mit unsern Visionen, mit einem Raumentwicklungskonzept und unter Mitsprache der Politik. Schon in einem frühen Stadium sprechen wir mit Arbeitsgruppen aus der Bevölkerung, der Quartiervertretung und den Unternehmen. Im Richtplan bekennt sich der Gemeinderat. Hier wollen wir Mischnutzung, da wollen wir Arbeitszonen, da wollen wir ein Zentrum, und dort wollen wir Verkehrserschliessung. Den Richtplan geben wir in die breite Bevölkerung und laden sie ein, mitzuwirken, das heisst, sich zu äussern.

... und wird darüber diskutiert?
Bei Ein- und Auszonungen wird es immer sehr emotional. Viel zu diskutieren geben auch Hochhäuser und die Architektur der Gebäude. Fragen wie: «Was ist schön und was nicht?» Und natürlich gibt auch der Verkehr immer Anlass für Grundsatzdiskussionen.

Wer meldet sich?
Häufig nur die direkt Betroffenen. Wir wollten zum Beispiel einen bestehenden Veloweg von der Nachbargemeinde auf dem Bahntrasse einer stillgelegten Bahn weiterführen. Das betraf auch verschiedene Vorgärten von Einfamilienhäusern. Wir gingen mit unseren Plänen in die Mitwirkung und wollten wissen, ob die Bevölkerung es gut oder schlecht findet. Es war noch nichts entschieden. Es ging nur um die Meinung. Die Anwohner drohten uns gleich mit ihren Anwälten. Sie wehrten sich, weil sie direkt betroffen waren. Wenn der 18-Jährige, der Banker, der Familienvater und die Grossmutter sich melden, dann ist das ein Zeichen, dass der Widerstand sehr gross ist. Diesen Widerstand nehmen wir ernst und müssen uns sagen, dass jetzt die Zeit noch nicht reif ist für eine Veränderung. Ansonsten sind es vor allem Männer, die fünfzig Jahre oder älter sind, welche sich für Planungsfragen interessieren. Nicht nur die Jugendlichen fehlen. Auch Frauen, Kinder und andere Personengruppen fehlen. Wir werden das Gefühl nicht los, dass die Mitwirkung häufig

nicht repräsentativ ist. Ist das Resultat unserer Planung dann wirklich für alle Menschen? Das ist eine spannende Frage, die nicht einfach zu beantworten ist.

Wie eignen sich Menschen den öffentlichen Raum an?

Unser Liebefeld-Park ist ein schönes Beispiel. Ich finde, die Raumplanung sollte noch vielmehr in diese Richtung gehen: Wir geben Raum, haben eine Idee. In einer ersten Phase wird aber nur ein Teil realisiert. Wir stellen die Grundinfrastruktur sicher. Und dann schauen wir, was mit dem öffentlichen Raum passiert. Im besten Fall eignen sich die Menschen den Raum selbst an. Der Raum füllt sich mit Leben. Im Liebefeld-Park gibt es die Grundinfrastruktur wie eine Schaukel, ein Klettergerüst, Pingpong-Tische, einen Weg und einen Teich. Wir hatten den Mut – oder vielleicht auch kein Geld (*lacht*) – und liessen die Wiese eine Wiese sein. Die Menschen kamen, der Quartierverein organisierte eine Kinonacht, im Sommer wird gegrillt. Diese Raumaneignung hat hier funktioniert. Das ist perfekt für Kinder, Familien und Hündeler. Aber die Jugendlichen bleiben lieber im Güterschuppen.

Fordern denn die Jugendlichen mehr Raum für sich?

Nein. Wir haben in Köniz ein Jugendparlament. In der Gemeindeordnung wurde festgehalten, dass die Jugendlichen dort Initiativen einbringen können, die im richtigen Parlament behandelt werden müssen. In den letzten Jahren gab es kaum Vorstösse aus dem Jugendparlament. An eine Initiative erinnere ich mich: Sie hatte das Ziel, die Jugendlichen beim Ausfüllen der Steuererklärung zu unterstützen. Das ist sicher ein Problem, das man ernst nehmen muss. Aber das Jugendparlament hat sich meines Wissens noch nie gemeldet mit Statements wie: «Wir brauchen mehr Platz für uns! Wir werden vertrieben vor der Migros, wenn wir dort am Mittag essen wollen. Wir werden beim Güterschuppen nicht in Ruhe gelassen.» Wir sind uns dessen bewusst, aber auch ein bisschen hilflos, wie damit umzugehen ist, wenn die Jugendlichen sich bei Planungsprozessen nicht aktiv beteiligen.

Gibt es Überlegungen, wie der öffentliche Raum für Jugendliche gestaltet werden kann?

In der Raumplanung sind die Jugendlichen mitunter ein schwarzer Fleck. Ich habe das Gefühl, dass die Jugendlichen nicht von sich selber kommen. Ich bin überzeugt, dass man für Jugendliche nur schwer etwas planen, gestalten und realisieren kann. Die Jugendlichen werden immer jene Orte suchen, die sie wollen; sie lassen sich nichts vorschreiben. Aber nur schon zu wissen, welche Orte das sind, hilft uns weiter. Diese Orte sollten nicht gleich zerstört oder abgesperrt werden. Es braucht häufig gar nicht viel. Manchmal reicht es schon, einen Abfallimer hinzustellen, statt sich über den herumliegenden Abfall zu beschweren.

Wäre eine Zusammenarbeit mit Schulen ein Ansatzpunkt?

Auf jeden Fall. Man könnte mit Jugendlichen Begehungen in der Gemeinde machen. Sie fragen: «Was ist euch wichtig, wo sind eure Orte, wo geht ihr durch, was findet ihr doof?» Mich würden ihre Antworten sehr interessieren. Ich bin überzeugt, dass wir auf diese Weise Dinge erfahren würden, an die niemand von uns gedacht hat. Das ist wichtig.

RAUMPLANUNG

Die Raumplanung gestaltet Quartiere und Siedlungen, plant Verkehrswege und -systeme und schafft mit Richt- und Nutzungsplanungen Planungssicherheit. Sie setzt sich mit aktuellen Themen wie der baulichen Dichte und der sozialen Durchmischung auseinander und entwickelt langfristige Visionen, Szenarien und Planungsziele. Diese werden in der Politik ausgehandelt und die Bevölkerung kann mitwirken.

KÖNIZ

Köniz liegt im Südwesten von Bern. Zum Gemeindegebiet gehören Ortsteile wie zum Beispiel Wabern, Spiegel, Liebefeld, Schliern und der Ausflugsberg Gurten. Köniz hat rund 41'000 Einwohnerinnen und Einwohner, 21'000 Arbeitsplätze und umfasst eine Fläche von 51 Quadratkilometer. Die Raumplanung hat in Köniz eine langjährige Tradition. 2012 erhielt die Gemeinde Köniz den Wakkerpreis für ihre vorbildliche Siedlungsentwicklung.





Die Jugendlichen bringen ihre Ideen und Vorschläge aktiv in die Planung mit ein. (Bild: Kanton Aargau)



Der Freiraum beim Jugendtreff und dem angrenzenden Schulhaus ist karg, heute schlecht nutzbar und soll mit dem Projekt zu neuem Leben erweckt werden. (Bild: Kanton Aargau)



Die Jugendlichen diskutieren mit dem beauftragten Landschaftsarchitekturbüro verschiedene Entwürfe. (Bild: Kanton Aargau)



Während einer Projektwoche behandeln die Jugendlichen die Sitzbänke mit einem Schutzanstrich. (Bild: Gemeinde Unterkulm)



Die Jugendlichen erhalten Unterstützung von Fachleuten. (Bild: Gemeinde Unterkulm)



Mit vereinten Kräften wird ein Loch für das Fundament des neuen Basketballkorbs ausgehoben. (Bild: Gemeinde Unterkulm)

Jugendliche im öffentlichen Raum

BETEILIGUNG BRINGT VERANTWORTUNG

Delia Wiest, Samuel Flükiger und Erich Schwarz

Wenn sich Jugendliche an der Entwicklung und Gestaltung von öffentlichen Räumen beteiligen können, bringt das ihnen und der ganzen Bevölkerung etwas. Dies bestätigt sich auch im aktuell durchgeführten Pilotprojekt im Kanton Aargau.

Der Gemeindepräsident spaziert durch den Park. Wie schön dieser doch da liegt im Morgengrauen. Doch zum zigten Male verliert er bei den Bänken unter den Linden die Fassung. Eine Riesensauerei. Alles verdeckt und die Lärmklagen wegen dieser Jugendlichen kommen noch dazu. «Jetzt langet's!» Am Montag wird er in der Gemeinderatssitzung vorschlagen, die Bänke abzumontieren.

Littering, Alkoholkonsum, Lärm, Vandalismus oder Provokationen sind in der Öffentlichkeit und in den Medien omnipräsente Themen, wenn es um Jugendliche geht. Ihre Sichtweise und Bedürfnisse dagegen weniger.

Der öffentliche Raum: Lernbühne und unentdecktes Gebiet

Jugendliche verbringen etwa die Hälfte ihrer Freizeit draussen und sind damit die prominentesten Nutzerinnen und Nutzer öffentlicher Räume. Diese offen zugänglichen Räume erfüllen dabei wichtige Funktionen:

1. Sie sind soziale Räume.

Jugendliche brauchen eine Art Lernbühne für ihre gesellschaftliche Sozialisation und Integration. Es geht darum, sich zu treffen, zu «chillen» oder zu «hängen», sehen und gesehen zu werden, aber auch darum, sich gegenüber anderen abzugrenzen.

2. Sie sind Identitätsräume.

Sich in Szene setzen und sich gegenüber anderen positionieren, ist wichtig bei der Identitätsentwicklung. Skaten, laut Musik hören oder auch Graffiti sprayen gelten als Reviermarkierungen.

3. Sie sind Erkundungsräume.

Ausserhalb ihres stark reglementierten Alltags schaffen sich Jugendliche einen Raum, den sie auf eigene Faust erkunden und entsprechend ihren Vorstellungen aneignen können, z.B. auf abgelegenen Plätzen oder in alten Industriearealen.

4. Sie sind Aushandlungsräume.

Öffentliche Räume sind nicht exklusiv. Es kommt zu Konflikten zwischen Nutzergruppen. Es ist für die Jugendlichen und für die ganze Gesellschaft essentiell, dass sie lernen, diese Konflikte auszuhandeln.

Wie erreicht man ein konstruktives Miteinander im öffentlichen Raum? Bei Konflikten gibt es bald einmal Verbote, die dazu führen, dass Jugendliche aus dem öffentlichen Raum verdrängt werden. Verwaltung und Planung setzen hier an und können konkrete Lösungsansätze anbieten.

Beteiligungsformen für Jugendliche

Eine wichtige Rolle spielt die *Beteiligung* der Jugendlichen an den Aushandlungsprozessen, wie öffentliche Räume gestaltet und genutzt werden. Beteiligung be-

deutet, dass Jugendliche aktiv miteinbezogen werden und sie damit Einfluss auf die Planungs- und Entscheidungsprozesse nehmen können.

Wichtig ist, die Jugendlichen als Kommunikationspartner auf Augenhöhe und als Expertinnen und Experten für die Ansprüche und Bedürfnisse ihrer Zielgruppe zu sehen. Projekte unterscheiden sich von Fall zu Fall, deshalb muss auch die Beteiligung individuell ausgerichtet sein. In der Planungspraxis werden folgende, auf sich aufbauende Beteiligungstufen unterschieden:

INFORMATION: Jugendliche sollten über anstehende Planungsvorhaben durch geeignete Informationskanäle und -mittel informiert werden (neben dem klassischen Amtsblatt z.B. Flyer, Informationsplakate, Newsletter, Webseiten, Social Media).

MITWIRKUNG: Jugendliche können in Planungswerkstätten oder Workshops zu bestehenden Planungsentwürfen Stellung nehmen und eigene Gestaltungsvorschläge einbringen. Oder sie können vorab durch Befragungen, Interviews, Fotodokumentationen, Interventionen oder Spiele ihre Wünsche und Vorstellungen in die Planungen einbringen.

MITBESTIMMUNG: Bedeutet, dass Jugendliche über den gesamten Prozess hinweg an den Planungsentscheidungen teilhaben und über geeignete Organisationsformen (z.B. Jugendbeirat, Vertretung der Jugendarbeit) in den Planungs- und Entscheidungsgremien (z.B. runde Tische, Arbeitsgruppen, Komitees etc.) vertreten sind.

SELBSTBESTIMMUNG: Meint, dass Jugendliche sich und den Planungsprozess selbst organisieren und die Massnahmen selbst umsetzen (z.B. selbst etwas bauen). Selbstverwaltung bleibt meist ein Ideal und ist schwierig umzusetzen, da sie an bestimmte Voraussetzungen, wie finanzielle und personelle Ressourcen, Prozess- und Planungswissen, gebunden ist.

Aktuelles Pilotprojekt im Kanton Aargau

Wie Jugendliche bei der Planung und Gestaltung öffentlicher Räume beteiligt werden, erprobt zurzeit die Gemeinde Unterkulm (AG) zusammen mit der Abteilung Raumentwicklung des Kantons Aargau. Der bisherige Aussenraum des Jugendtreffs ist zusammen mit dem angrenzenden Pausenplatz des Oberstufenschulhauses zwar grosszügig bemessen, aber langweilig und für die Jugendlichen kaum nutzbar. Das Ziel des laufenden Projektes ist, einen attraktiven und lebendigen Begegnungsort für die Jugendlichen zu schaffen.

Wie sieht die Beteiligung der Jugendlichen konkret aus? Gleich zu Beginn des Planungsprozesses brachten die Jugendlichen ihre Wünsche für die Freiraumgestaltung ein und bewerteten später in einem Workshop die Gestaltungsentwürfe des beauftragten Landschaftsarchitekturbüros zusammen mit den weiteren Nutzergruppen und Projektbeteiligten. Genauso wichtig war das Hand

anlegen beim Umbau. An Mitmachttagen konnten sie den Raum mitgestalten. In einer Schulprojektwoche bauten sie zum Beispiel den Pausenplatz um, unterstützt von den lokalen technischen Betrieben.

Das Pilotprojekt von Unterkulm im Rahmen des «Fokus öffentlicher Raum»-Projekts (siehe Infokasten) zeigt: Die aktive Beteiligung der Jugendlichen stärkt ihre Bereitschaft, sich für ihr Umfeld zu engagieren. Zudem können sie sich stärker mit den Räumen identifizieren, die sie mitgestaltet haben und sie fühlen sich verantwortlich für das, was sie selbst geschaffen haben. Dies hilft, Nutzungskonflikten vorzubeugen und Problemen wie Littering oder Vandalismus entgegenzuwirken.

Der Gemeindepräsident kann das Traktandum fallen lassen, die Bänke bleiben bestehen, die Umgebung wird sauberer und für die Jugendlichen ist es definitiv ein cooler Park.

PROJEKT «FOKUS ÖFFENTLICHER RAUM»

Das Projekt «Fokus öffentlicher Raum» wurde im Auftrag des Aargauer Regierungsrates von der Abteilung Raumentwicklung lanciert. Ziel ist es, die Politik, Verwaltung und Bevölkerung für die aktive Pflege und Entwicklung der öffentlichen Räume in ihren Gemeinden zu sensibilisieren. In ländlichen und suburbanen Gemeinden des Kantons Aargau werden Pilotprojekte durchgeführt, wie z.B. die Aufwertung eines Jugendtreff-Aussenraums oder temporäre Interventionen im öffentlichen Raum.

Die Pilotprojekte sollen zeigen, wie mit vorausschauender Planung und kleinem Budget öffentliche Räume gezielt aufgewertet werden können.

Informationen zum Projekt:
www.ag.ch/menschen-und-orte



Delia Wiest ist Soziologin und Stadtplanerin. Sie arbeitet als Praktikantin bei der Abteilung Raumentwicklung des Kantons Aargau.



Samuel Flükiger studierte Architektur und Raumplanung. Er arbeitet als Berater für Städtebau, Ortsbild und Siedlungsgestaltung und Co-Projektleiter von «Fokus öffentlicher Raum» bei der Abteilung Raumentwicklung des Kantons Aargau.



Erich Schwarz schloss in Publizistik und Politologie ab und war Kommunikationsverantwortlicher bei der Agentur Feinheit, die in der Textkonzeption und -redaktion mitwirkte.



WER KOCHT DEN SIEDLUNGSBREI?

Lineo U. Devecchi

Ob Zersiedelung, grüne Oase, «Hüüslipest» oder Eigenheim im Grünen: Die Meinungen über die Siedlungslandschaft der Agglomerationsräume in der Schweiz gehen auseinander. Was sind die Ursachen für die heutige Gestalt der Agglomeration, was Entwicklungschancen und Hindernisse? Antworten auf diese Fragen sind in der Geschichte der Schweizer Siedlungsentwicklung, in der zunehmenden Mobilität, im Steuerwettbewerb zwischen den Gemeinden sowie in der dezentral gesteuerten Raumplanung zu finden.

Eine Reise in, beziehungsweise durch die Agglomeration hinterlässt unterschiedlichste visuelle Eindrücke: Durch das Zug-, Bus- oder Autofenster sind verschiedenartige Gebäude zu sehen. Einfamilienhäuser hinter dichten, saftig grünen Hecken, Reihenhäuser mit grosszügigen Terrassen, klobige Wohnblöcke aus den 1960er- und 1970er-Jahre, Neubauten aus Glas und Beton, Industriehallen, Gewerbebauten oder pittoresk wirkende Riegel- oder Gründerzeithäuser, die sich zu dichten Ortskernen formieren. Gleiches gilt für die Grünräume, die als liebevoll gehegte Gärten, als kleine Grünflächen in dichteren Ortsteilen oder als relativ grosse, zusammenhängende Waldstücke daherkommen. Durchschnitten, zerteilt, aber auch aufgelockert werden diese Lebensräume von den Arterien, die sie am Leben erhalten, also den Eisenbahn-, Tram- und Strassenverbindungen oder Hochspannungsleitungen.

Die Siedlungslandschaft der Schweizer Agglomerationen provoziert diverse Wahrnehmungen: Es ist von der «Hüüslipest» oder dem «Siedlungsbrei» die Rede, während gleichzeitig die Ruhe vor der städtischen Hektik, die Möglichkeit der individuellen Gestaltung des Eigenheims und die kurzen Wege in nahe Grünräume gelobt werden. Unabhängig von den unterschiedlichen Haltungen der Agglomeration gegenüber ist es sehr wahrscheinlich, dass das vorausgesagte Bevölkerungswachstum der kommenden Jahre nicht von Kernstädten, sondern hauptsächlich von den Agglomerationsräumen absorbiert werden muss. Wie ist die heutige Agglomerationslandschaft entstanden? Und was sind die Möglichkeiten und Herausforderungen ihrer Weiterentwicklung?

Kurzgeschichte: Mobilität, Steuerwettbewerb und Segregation

Agglomerationslandschaften fallen nicht vom Himmel, sondern sind das Resultat eines langen Siedlungs- und Bevölkerungsentwicklungsprozesses. Prägend waren hierbei zwei Faktoren: Die zunehmende Mobilität seit Ende des 19. Jahrhunderts und der in der Schweiz seit langem institutionalisierte, interkommunale Steuerwettbewerb. Die Industrialisierung und der Ausbau der Eisenbahninfrastruktur führten ab Mitte des 19. Jahrhunderts zu einem starken Wachstum der heutigen Kernstädte. Um den durch die Ansiedlung der Industriearbeiterschaft zunehmend beengten Platzverhältnissen der mittelalterlich geprägten Stadtgebiete zu entkommen, wurden zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Stadtflächen durch Eingemeindungen der umliegenden Nachbargemeinden vergrössert.

Die sich durch das Aufkommen des Autos stark verbessernde individuelle Mobilität führte in der Nachkriegszeit zu einer zunehmenden Stadtflucht. Landschaftlich schön gelegen – das heisst im Grünen und mit Sicht auf Seen oder Berge –, stadtnah und steuergünstig mussten die Gemeinden sein, die Zielort vor allem gut situierter Familien waren. In den 1960er-Jahren wurde der Traum

vom Eigenheim im Grünen auch für die Mittelschicht erschwinglich und schliesslich zum schweizweiten, heute noch andauernden Trend. Stadtnahe Grünflächen wurden zunehmend auch durch Mehrfamilienhäuser aufgefüllt. Der Gürtel an neu gebauten Einfamilienhäusern entfernte sich aufgrund des Platzmangels im Laufe der letzten dreissig Jahre von den Kernstädten. Die wichtigsten Achsen der Mobilität skizzierten jedoch die nächsten Orte der Zersiedelung vor: die innerhalb einer Stunde Fahrzeit gut erreichbaren, ländlich geprägten Gemeinden.

Viele Angehörige der Mittel- und Oberschicht zogen aus den Kernstädten weg, weshalb sich diese zu «A-Städten» entwickelten. In den 1970er- bis 1990er-Jahren galten die Städte als Wohnort der «Armen», «Alten», «Arbeiterinnen und Arbeiter» sowie der «Arbeitslosen». Darunter litt der Ruf der Städte. Hinzu kam die steigende Ausgabenlast durch Sozialausgaben und Zentrumslasten, was die Städte steuertechnisch unattraktiv machte. Erst der Trend zur Rückkehr in die Stadt, dem besser gestellte Bevölkerungsschichten gegen Ende des letzten Jahrtausends folgten, stellte das Ende der als grau, laut und dreckig wahrgenommenen Städte dar.

Das Resultat dieser Rückkehrbewegungen in die Städte sind willkommene, innerstädtische Quartieraufwertungen sowie ein wieder als hip geltendes urbanes Lebensgefühl, aber auch Verdrängungseffekte sozial schwächerer, weniger zahlungskräftiger Schichten («Gentrifizierung»). Diese müssen auf die billigeren Wohnungen in den Agglomerationsgemeinden ausweichen. Die Gemeinden, die während den ersten Stadtfluchtbewegungen das Migrationsziel reicher Menschen waren, bleiben weiterhin Wohnorte mit einer breiten Oberschicht und tiefem Steuerniveau. Die Bevölkerungszusammensetzung und die finanzielle Situation in weniger privilegierten Umlandgemeinden ändert stärker: Der Zuzug der ehemaligen «A-Stadt-Bewohnerinnen und Bewohner» führt zu steigenden Sozialausgaben bei gleichzeitig sinkenden Steuereinnahmen. Heute zeigt sich die Bevölkerungsstruktur der gesamten Agglomerationsräume – zu denen die Kernstädte immer auch gehören – durch diese Migrationsprozesse zunehmend segregiert, also hinsichtlich der sozio-ökonomischen Bevölkerungszusammensetzung entmischt. Es besteht die Tendenz, dass Teile der Umlandgemeinden zu «A-Agglomerationen» werden.

Nationale Kompromisse, kantonale Vorgaben und lokale Autonomie

Weitreichende politische Entscheidungen auf verschiedenen Ebenen des Schweizer Föderalismus' sind eine weitere Ursache für die sozial segregierten und baulich fragmentierten Agglomerationslandschaften. In der hart geführten Diskussion um die Einführung einer nationalen Raumplanung Ende der 1970er-Jahre zeigten deren Befürworter die damals schon als ungebremst wahrgenommene Zersiedelung als Negativbeispiel einer



hauptsächlich kantonal geregelten Raumplanung auf. Das neu beschlossene Raumplanungsgesetz war ein Kompromiss zwischen den Befürworterinnen und Befürwortern der Stärkung einer nationalen Steuerung sowie den Verteidigerinnen und Verteidigern des Status quo und der Eigentümerrechte: Trotz nationaler strategischer Kompetenzen hielten die Kantone bei der Raumplanung nach wie vor das Heft in der Hand. Die Gemeinden konkretisierten weiterhin die kantonalen Vorgaben und sprachen selbstständig die Baubewilligungen aus. Zusätzlich wurde eine private Eigentumsgarantie neu in der Bundesverfassung festgehalten. Die Wirkung der neuen nationalen Raumplanung war dann auch bescheiden: Die bauliche Zersiedelung im Mittelland – aber auch in den Tourismusregionen – setzte sich, den Gesetzen der Mobilität und des Steuerwettbewerbes folgend, weiter fort.

Die wild und heterogen wuchernden Siedlungslandschaften waren zu Beginn des neuen Jahrtausends der Anstoss zur Überarbeitung des nationalen Raumplanungsgesetzes. Das neue Gesetz, das 2014 in Kraft trat, erlässt hinsichtlich der Neueinzonung von Bauland deutlich restriktivere Regeln, was anhand des stetigen Bevölkerungswachstums eine deutliche Verstärkung der Siedlungsentwicklung nach innen – sprich Verdichtungsmassnahmen – notwendig macht. Neue administrative oder politische Planungsressourcen sind genauso wenig vorgesehen wie ein Überdenken der Steuerwettbewerbssysteme. In der Praxis sehen sich kommunalpolitische Akteurinnen und Akteure einerseits der Forderung nach einer konsequenten Siedlungsentwicklung nach innen, aber andererseits immer noch der ökonomischen Notwendigkeit des Anlockens guter Steuerzahler gegenüber.

Lokale Entwicklungsmöglichkeiten und -strategien

Wie reagieren nun die typischen Agglomerationsgemeinden auf diese neuen Aufgaben, die womöglich noch schwieriger als zuvor umsetzbar sind? Grundsätzlich wollen die meisten Gemeinden entweder ihre aktuelle Position im Steuerwettbewerb mit den Nachbarn nicht verlieren oder aus Negativspiralen steigender Sozialkosten und abnehmender Steuereinnahmen ausbrechen. Grössere Gemeinden ab etwa 10'000 Einwohnerinnen und Einwohner planen strategischer, mit klar formulierten öffentlichen Zielen und mittels partizipativem Einbezug der Wohnbevölkerung. Möglich machen dies die grösseren administrativen oder politischen Ressourcen, wie zum Beispiel professionelle Stadtplanungsabteilungen. Kleinere Gemeinden überlassen die Neuentwicklung von Siedlungsraum deutlich häufiger privaten Investorengruppen oder einzelnen Bauwilligen – teilweise auch aufgrund fehlender Planungsressourcen. In kleineren Gemeinden liegt der Entwicklungsfokus dadurch eher auf Einzelparzellen, die nach den Regeln privater Marktanalysen entwickelt werden. Dies führt häufiger zu

Spekulationsarchitektur. In den Augen vieler Umlandgemeindebewohnerinnen und -bewohner fehlt in solchen Fällen der Ortsbezug, was die Identitäten der Gemeinden negativ beeinflusst. In grösseren Kommunen erfasst eine geschickte Planung grössere, zusammenhängende Areale und schafft so neben einheitlicheren Siedlungsentwicklungen besser nutz- und aneignungsbare öffentliche (Grün-)Räume sowie Langsamverkehrsachsen.

Trotz der positiven Nachrichten aus stärker professionalisierten Gemeinden ist der Trend, möglichst gute Steuerzahler mit Neubauten anzulocken, auch hier ungebrochen. Dabei leidet einerseits die erforderliche Verdichtung nach innen, da vor allem bei Ersatzneubauten oder Umbauten in höheren Preissegmenten die Wohnflächen pro Person tendenziell steigen. Andererseits erschweren auch die kleinräumigen Besitzstrukturen in den Ortskernen durch die stark eingeforderten Eigentums Garantien eine einheitlichere Planung von Verdichtungsprozessen. Diese Entwicklungen führen schliesslich auch in Umlandgemeinden zu Verdrängungseffekten ärmerer Bevölkerungsschichten und kurbeln die sozioökonomischen Segregationsprozesse weiter an. Auf der Strecke bleiben Gemeinden, die entweder weit entfernt von Zentren gelegen oder verkehrstechnisch schlecht angebunden sind und dadurch langfristig höhere Steuersätze, billigere Wohnräume sowie ein überdurchschnittliches Wachstum an «A-Bewohnerinnen und -Bewohnern» aufweisen.

Massnahmen für sozial und räumlich nachhaltigere Siedlungen

Um den Teufelskreis dieser Entwicklungen zugunsten einer qualitativ hochwertigeren, nachhaltigeren und auch gerechteren Siedlungsentwicklung in Agglomerationsräumen zu durchbrechen, sind unterschiedliche Lösungen denkbar, die jedoch mittelfristig realpolitisch nur schwer umsetzbar scheinen. Einfache Massnahmen wie die finanzielle Stärkung von professioneller, staatlich organisierter Raumplanung in den Gemeinden und auf regionaler Ebene könnten dabei helfen, die Siedlungsentwicklung nach Innen und in geringerem Mass die sozialen Segregationstendenzen besser steuern zu können. Verhindern oder gar umkehren liessen sich letztere jedoch nur mittels deutlich umstrittener politischer Vorstösse, welche die Legitimation und Funktion der Steuerwettbewerbe zwischen den Gemeinden und zwischen den Kantonen in Frage stellten, neue Anreize bezüglich innerkantonalen Finanzausgleichs diskutierten oder eine Aufweichung der Eigentumsgarantie bei starken öffentlichen Interessen zur Disposition stellten.



Lineo U. Devecchi ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Politikwissenschaft der Universität Zürich. Er forscht zu lokaler Politik in städtischen Räumen.



DER ORT UND ICH

Jonas Bubenhofer

Nehmen Sie ein Blatt Papier und einen Stift. Zeichnen Sie Ihr Wohnquartier. Zeichnen Sie zuerst das Haus mit Ihrer Wohnung in die Mitte des Blattes und beginnen Sie die Umgebung zu skizzieren; die Strassen und Wege, die Sie so oft gegangen sind, zur Bushaltestelle, zum Einkauf, ins Café.

Sie fühlen sich dazu nicht in der Lage? Sie waren schon immer schlecht mit der Orientierung? Nehmen Sie unter keinen Umständen eine Karte hervor! Nur Sie können es; nur Sie haben den gültigen Plan im Kopf. Zeichnen Sie also.

Wie erhält der Raum seine Identität?

Räume – Strassenräume, Plätze, Ecken, Pärke, Bahnhöfe, Einkaufszentren, Naturräume – haben eine Bedeutung für uns. Wir empfinden einen Raum als vertraut, anregend, schön, geschichtsträchtig, lebendig oder langweilig, trostlos, beängstigend, abweisend, ja tot. Wir spüren den Aufbruch eines Ortes, die Lähmung oder Verschlafenheit, die Geschäftigkeit. Kurz: Räume haben für uns einen Charakter, eine Identität. Doch was ist diese Identität eines Raumes oder eines Ortes, von der wir sprechen?

Mit Identität verbinden wir die Atmosphäre, die ein Raum verströmt und die uns erfasst, wenn wir den Raum betreten. Die Stimmung, die der Ort scheinbar ausstrahlt, gibt diesem eine Identität.

Doch nicht der Raum an sich hat eine Bedeutung. Indem wir einem Ort Bedeutung zuschreiben, entsteht dessen Identität. Wir nehmen den Ort wahr und verbinden damit Vergangenes. Mit unserer Erinnerung an frühere Erlebnisse, mit unserem Wissen und unseren Erfahrungen beurteilen wir diesen Ort. *Ich* gebe einem Raum Bedeutung für *mich*. *Ich* empfinde einen Raum als positiv, als angenehm, als negativ, als abstoßend oder als nichts sagend. Im besten Fall wird ein Raum für *mich* wichtig in *meiner* Lebenswelt, und *ich* identifiziere mich mit dem Ort.

Nehmen Sie wieder Ihre Zeichnung hervor und ergänzen Sie die Orte auf der Zeichnung mit der Bedeutung, die Sie diesen Orten geben. Verwenden Sie dazu Farben oder Stichworte. Sie werden für Sie positive und negative Orte finden. Orte oder Abschnitte hingegen, die Ihnen gleichgültig sind, werden Sie kaum auf Ihrer Karte finden. Sie haben keine Bedeutung für Sie; sie existieren in Ihrer Lebenswelt nicht. Überlegen Sie, warum Sie Orte positiv oder negativ konnotieren und warum Sie gewisse Orte nicht zeichnen konnten oder ihnen keine Bedeutung zuweisen konnten.

Wir schreiben den Räumen ihre Bedeutung zu und konstruieren damit erst ihre Identität. Weil der Mensch ein soziales Wesen ist, wird diese Bedeutungszuschreibungen durch andere Personen und die (mediale) Öffentlichkeit beeinflusst. Wir gleichen die eigenen Wertungen mit den anderen ab, oder aber setzen diesen etwas explizit entgegen. Diesen Prozess nennt man die Intersubjektivierung der Bedeutungszuschreibung. Die Bilder, die dabei entstehen, können sich soweit verdichten, dass ein kollektives Gedächtnis aktiviert wird und sich langfristig zu einer öffentlich geteilten Identität des Raumes verstetigt.

Warum wird Raum unterschiedlich wahrgenommen?

Trotz des Intersubjektivierungsprozesses fallen Bedeutungszuschreibungen unterschiedlich aus. Derselbe Raum kann von verschiedenen Personen unterschiedlich wahrgenommen und bewertet werden. Dies zeigt sich in der Praxis am Gegensatz zwischen der Innen- und der Aussensicht. Agglomerationsgemeinden, in der Aussensicht für überzeugte Städterinnen und Städter der Inbegriff der langweiligen, kleinbürgerlichen und verkehrsbelasteten «Agglo», werden aus der Innensicht oft als durchgrünte Siedlungen mit attraktiven Naherholungsräumen, teilweise fast dörflich anmutendem Vereinsleben und guter Anbindung an die Zentren geschätzt. Oft führen unterschiedliche Werthaltungen und Vorstellungen von der Attraktivität eines Ortes zu sehr unterschiedlichen Bedeutungszuschreibungen. Diese finden sich nicht nur in örtlicher Perspektive, sondern auch zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen. Hier trifft es im Besonderen die Jugendlichen. Ihre Räume sind für sie von hoher Bedeutung und geben dem Ort für ihr Empfinden seine Identität. Dieselben Räume werden von den Erwachsenen aber oft als bedeutungslos, als Unorte oder sogar Angsträume bewertet und können deshalb stark unter Druck geraten. Die Räume werden «aufgewertet», die Jugendlichen verdrängt.

Betrachten Sie nochmals Ihre Zeichnung. Falls Sie schon länger an diesem Ort wohnen: Hat sich die Bedeutung gewisser Orte über die Jahre für Sie verändert? Woran liegt das? Und: Wenn Sie mit anderen Personen von ausserhalb über Ihr Quartier sprechen, treffen Sie da auf ganz andere Wahrnehmungen? Müssen Sie dabei gewissen Kritikpunkten der Aussensicht auf Ihr Quartier «objektiv» Recht geben, auch wenn Sie aus der Innensicht anders fühlen?

Wie verfestigt sich die Identität eines Raums?

Identitäten können äusserst resistent gegen Veränderungen sein. Durch die ständige Aktualisierung der vor allem medial vermittelten Bedeutungszuschreibungen reproduziert sich die Identität. Dies hat jedoch zwei Seiten. Der schlechte Ruf eines Ortes lässt sich nur langfristig beeinflussen und zum Positiven ändern. Bei neu entstandenen Räumen besteht die Gefahr, dass sich vor allem medial gespiesene Identitäten äusserst hartnäckig in den Köpfen festsetzen. So sind die öffentlichen Flächen der Neubausiedlung im Hochglanzprospekt bereits rege belebt, tatsächlich braucht es aber Monate oder Jahre, bis sich die Siedlungsbewohnerinnen und -bewohner diesen Raum zwischen den noch mickrigen Jungbäumen auf ihre ganz eigene Weise angeeignet haben. Andererseits ist genau diese Beständigkeit der Identitäten

für die Wahrnehmung eines Ortes wichtig. Räume oder Orte mit einer starken Identität bieten viele Anknüpfungspunkte für weitere Bedeutungszuschreibungen und ermöglichen den Menschen, sich selber zu verorten.

Und was ist mit der Gestaltung?

Der Raum erhält seinen Charakter dadurch, dass er von uns wahrgenommen und gedeutet wird. Dies bedeutet nun aber nicht, dass der physische Raum, die Gestaltung eines Ortes keinen Einfluss auf die Identität hätte. Die Beschaffenheit eines Raums kann einen enormen Einfluss auf das Verhalten und auf die Nutzung des Raums durch die Menschen haben. Aber dieser Einfluss erfolgt vermittelt über die (unterschiedlichen) Wahrnehmungen der Personen, die sich in diesem Raum aufhalten. Ein Raum an sich hat keine Identität – die Menschen geben ihm eine Identität. Zwei identisch gebaute Orte werden kaum dieselbe Identität entwickeln. Dieser feine Unterschied ist von grosser Wichtigkeit für die Gestaltung öffentlicher Räume. Er zeigt die Unabdingbarkeit partizipativer Verfahren in der Planung. Ohne Auseinandersetzung mit den Bewohnerinnen und Bewohnern – also ohne Partizipation – steigt das Risiko, dass der geplante Raum für die Bevölkerung bedeutungslos bleibt.

Warum ist die Identität von Orten wichtig?

Die persönliche Verortung geschieht individuell sehr unterschiedlich und verändert sich über die Lebensphasen. Orte, zu welchen wir einen Bezug haben, sind in unserem Leben wichtige Orientierungspunkte. Sei dies beispielsweise die Lieblingssparkbank, die wir zum Nachdenken aufsuchen, das Strassencafé, in welchem wir unsere Bekannten spontan treffen oder die Bäckerei um die Ecke – unsere Bäckerei. Es braucht Räume und Orte, die für uns eine Bedeutung haben und damit Anknüpfungspunkte für die eigene Verortung anbieten. Nur Räume mit einer starken und positiven Identität eignen sich für diese Identifikation.

Solche Räume anzubieten, liegt im Interesse einer Gemeinde, weil damit die Bindung zu ihr gestärkt und somit das Verantwortungsbewusstsein und die Akzeptanz, politische Entscheide mitzutragen, erhöht werden. Es liegt in der Kompetenz der Gemeinden, sich zu bemühen, in Konkurrenz zu den weiteren Orten, die für eine Bewohnerin oder einen Bewohner Bedeutung haben, solche hochwertigen Räume zu schaffen.

Was braucht es für die Identifikation?

Es stellt sich daher die Frage, wie ein Raum für uns bedeutsam wird. Die Antwort ist nahe liegend: indem wir uns mit dem Ort auseinandersetzen, uns diesen aneignen, nutzen und mit Bedeutung füllen. Im besten Fall wird dieser Ort für uns zum wichtigen Alltagsraum. Der öffentliche Raum ist für diesen Prozess prädestiniert und erfüllt zudem wichtige gesellschaftliche Funktionen:

- Öffentlicher Raum ermöglicht Handlungen und zwischenmenschliche Begegnungen. Damit erhöht sich die Chance, dass der Ort für viele Menschen bedeutungsvoll wird.

- Einen guten öffentlichen Raum können sich Menschen aneignen. Er eröffnet Nutzungsmöglichkeiten und bietet Infrastruktur, hat Aufenthaltsqualität und ist ein Begegnungsraum, um mit anderen Personen in Kontakt zu kommen.

- Öffentliche Räume sind ein wichtiger Teil der Öffentlichkeit als Erfahrungs-, Experimentier- und Expressionsraum der Gesellschaft. Mangelt es an funktionierenden öffentlichen Räumen, muss diese Funktion durch andere (mediale/virtuelle) Räume übernommen werden. Vor dem Hintergrund einer sich weiter ausdifferenzierenden Gesellschaft wird dadurch die Entwicklung einer gemeinsamen Identität und das Verständnis für unterschiedliche Lebensentwürfe erschwert.

Vor allem zersiedelte Gemeinden, die stark auf ein Agglomerationszentrum ausgerichtet sind, laufen Gefahr, ihre Bedeutung für die Bewohnerinnen und Bewohner und damit auch einen Teil ihrer Identität zu verlieren. Die Schaffung hochwertiger öffentlicher Räume ist ein Hebel für die Gemeinden, um diesem Bedeutungsverlust entgegenzutreten. Es ist nicht das Ziel, die Leute davon abzuhalten, sich ausserhalb «ihrer» Gemeinde aufzuhalten. Doch Schlafgemeinden, in denen für die Bevölkerung nur die eigenen vier Wände von Bedeutung sind, werden für diese austauschbar und gesichtslos. Engagement benötigt Identifikation.

Betrachten Sie nochmals Ihre Zeichnung mit den Orten und deren Bedeutungen. Nehmen Sie ein leeres Blatt hervor. Was muss sich ändern?

DER MENSCH IST DAS MASS

Der dänische Architekt und international bekannte Stadtplaner Jan Gehl hat seit vierzig Jahren das Ziel, Städte zum Wohl der Menschen zu planen. Plätze, Strassen, Quartiere sollen so verändert werden, dass sie für Fussgänger erlebbar werden. Jan Gehls «Städte für Menschen» zeigt anhand von Beispielen, wie einfach Städte für Menschen entstehen können.

Jan Gehl (2015): Städte für Menschen. Jovis Verlag.



Jonas Bubenhofer, lic. phil., Sozialwissenschaftler/SVI, arbeitet seit 2009 bei Metron Verkehrsplanung AG und beschäftigt sich mit sozialräumlichen Fragen und Mobilitätsverhalten.



Spreitenbach ist mehr

Spreitenbach ist die Agglomerationsgemeinde par excellence. Die Journalistin Anna Miller und der Fotograf Goran Galić machten sich auf die Suche nach dem Charakteristischen dieses Ortes. Entstanden ist ein Band mit Bildern aus Spreitenbach, die durchbrochen werden mit den Geschichten aus der Spreitenbacher Bevölkerung. «8957 Spreitenbach» ermöglicht einen Blick in die Agglomerationsgemeinde, wie wir ihn als Aussenstehende noch nicht gesehen haben.

Mirjam Fischer, Marco Müller (Hrsg.) (2015): 8957 Spreitenbach. Salis Verlag. Texte: Anna Miller, Fotografien: Goran Galić

BÜCHER & LEHRMITTEL

Bauwas...? Eine Überblicksdarstellung zur Baukultur

Mit Witz, Ironie und einfacher Sprache gehen die Autoren baukulturellen Fragen nach: Wie entstehen die Formen von Häusern? Wieso und wo wurden Städte gegründet? Wie ist die Landschaft organisiert? Welche Rolle spielen verschiedene Akteure bei der Gestaltung von Raum? Eine Einführung ins Thema, die zum Nachdenken über die eigene Umgebung und die eigene Lebensweise anstiftet.

Michèle Bonard, Mix & Remix (2006): Umwelt und Baukultur, Editions Loisirs et pédagogie, Le Mont-sur-Lausanne.

Wie weiter mit der Agglo?

Was muss sich politisch ändern, um die Zersiedelung der Landschaft zu bremsen? Dieser Frage ist Rudolf Muggli nachgegangen. Fünf beigelegte Thesen zur Raumplanung und Zersiedelung öffnen den Blick für die Zusammenhänge von direkter Demokratie, Föderalismus und Zersiedelung.

Rudolf Muggli (2014): Ist der Föderalismus an der Zersiedelung schuld? Pilotstudie und Thesen, Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich.

Schau genau

Kinder und Jugendliche wachsen überwiegend in einer von Menschen gestalteten und gebauten Umwelt auf. Das Lehrmittel «Bauten, Städte, Landschaften» will das Interesse der Schülerinnen und Schüler für Fragen wecken, die einen Blick hinter die Fassaden ermöglichen. Mit achtzig Bildkarten werden baukulturelle Gedanken zur Entstehungsgeschichte, zum kulturellen Zusammenhang und zum gestalterischen Anspruch von Gebäuden angestossen. Das Material eignet sich, um Politische Bildung – bezogen auf raumkulturelle und raumplanerische Fragen – mit dem fächerübergreifenden Ansatz (Lehrplan 21) zu unterrichten.

Hansjörg Gadiant, Judith Gross (2013): Bauten, Städte, Landschaften. Architektur und Umweltgestaltung für Jugendliche ab 14 Jahren. Materialien und Übungen für bildnerisches Gestalten und für fachübergreifenden Unterricht, Schulverlag plus, Bern. 80 Bildkarten, 88 Seiten Kommentar, farbig illustriert und broschiert. Empfohlen für Sekundarstufe I & II.

FILME



Zugebaut

Wo früher Wiesen, Wälder und Ackerland waren, sind heute Parkplätze, Siedlungen, Einkaufszentren und Industriegebiete zu finden. Die Schweiz wird Tag für Tag ein Stück mehr zubetoniert. Diese Entwicklung kann nicht ewig so weitergehen, weshalb neue Strategien im Umgang mit der Ressource Raum gefragt sind. Der My-School-Film «Die Schweiz wird zugebaut» zeichnet die historische Entwicklung des Raumproblems nach und begibt sich auf die Suche nach Lösungen.

Die Schweiz wird zugebaut. Raumplanung, Zersiedelung, Verdichtung: Mario Nottaris, Thomas Gerber, Ueli Sax, Martina Mieth, Dokumentarfilm, SRF My School, 2012, 28 Minuten.
Unterrichtsmaterialien und didaktische Hinweise: www.srf.ch/sendungen/myschool
→ Sucheingabe «zugebaut»
Empfohlen für Sekundarstufe I & II.



Das Dorf ist tot

Simon Baumann geht in diesem Dokumentarfilm der Geschichte seines Dorfes nach. Er begegnet einer Dorfgemeinschaft, die sich in Auflösung befindet. Mit dem Verschwinden des Dorfladens, der Poststelle und des Bahnschalters hat sich auch das Zusammenleben der Menschen in der Vereinzelung verloren. Kritisch, unterhaltsam und persönlich spürt er einem Strukturwandel nach, der für viele Gemeinden im Schweizer Mittelland steht.

Zum Beispiel Suberg. Die Welt ein Dorf: Regie Simon Baumann, Kinodokumentarfilm, Schweizerdeutsch mit Untertitel, 2013, 90 Minuten.
Unterrichtsmaterialien und Erläuterungen: www.zumbeispielsuberg.ch → Hintergrund
→ Download Schuldossier

Baukultur sehen und gestalten

«Wir prägen den Raum und der Raum prägt uns», so lautet das Motto des Vereins drumrum – Raumschule. In Projekten an Schulen, in Museen und öffentlichen Gebäuden fördert der Verein baukulturelle Bildung für Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene. Für jede Aufgabe und jede Gruppe werden spezifische Arbeits- und Lernmethoden neu entwickelt und modifiziert.

drumrum-raumschule.ch



PROJEKT



Andreas Wolfensberger



Paul Furrer



Max Weiss

Agglomeration in Bildern

Das fotografische Archiv zur Raumentwicklung zeigt anhand der Beispiele Schlieren und Oberengadin kontinuierliche Veränderungsprozesse des Raums auf. Das Projekt der Zürcher Hochschule der Künste bietet auf ihrer Onlineplattform einen reichhaltigen Fundus an Bildern zur Zersiedelung, zur Bautätigkeit und zur Urbanisierung der Schweiz.

archiv-des-ortes.ch

WEBSEITEN

Durch Zeit und Raum

zeitraumaargau.ch ist ein Videoportal mit über 550 historischen und aktuellen Videos, Panoramabildern und Luftaufnahmen über die Entwicklung der Aargauer Lebensräume. Die Videos werden entweder nach räumlicher oder zeitlicher Entwicklung virtuell sehr ansprechend dargestellt. Oder aber man pflückt einen thematischen Aspekt heraus – z.B. Verkehrsplanung oder Aargauerinnen – und trifft so eine Auswahl aus dem reichhaltigen Fundus an Videos.

Auf dem Naturama-Lernportal expedio.ch werden ein didaktisch aufbereiteter Wegweiser zu zeitraumaargau.ch sowie eine Auswahl an Videos zu den Themen Siedlung, Mobilität und Gewässer angeboten. Das Portal richtet sich an Schülerinnen und Schüler sowie an Lehrpersonen.

zeitraumaargau.ch
 expedio.ch → Unsere Expeditionen
 → zeitraumaargau.ch
 Empfohlen für Mittelstufe und Sek I.

Raumplanung Online

Das Projekt «Darum Raumplanung – Penser le territoire – Idea spazio territorio» war ab 2012 als Wanderausstellung in verschiedenen Schweizer Städten unterwegs. Die ETH und der Schweizer Ingenieur und Architektverein wollen die Öffentlichkeit für drängende Fragen der Raumplanung sensibilisieren. Jederzeit zugänglich ist die Webseite zur Ausstellung. Es ist eine umfangreiche und sorgfältig zusammengestellte Sammlung von Interviews, Videos, Graphiken, Informationstexten, Links und Unterrichtsmaterialien zum Thema Raumplanung.

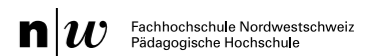
darum-raumplanung.ch



Herausgeberin
 Pädagogische Hochschule der
 Fachhochschule Nordwestschweiz
 Institut Forschung und Entwicklung
 Zentrum Politische Bildung und
 Geschichtsdidaktik
 Zentrum für Demokratie Aarau

Redaktion
 Vera Sperisen und Claudia Schneider
 Gestaltung
 Katharina Reidy COBOI, Bern
 Bilder
 Tamara Janes
 (wo nicht anders vermerkt)
 Druck
 Druckerei Herzog AG, Langendorf

Kontaktadresse
info@politischebildung.ch
 Auflage
 3000 Exemplare
 Bezugsadresse
www.magazin-polis.ch



ALLES AGGLO?

Politische Perspektiven auf den Raum zwischen Stadt und Land

Was heisst für mich «Leben in der Agglo»? Fast die Hälfte der Schweizer Bevölkerung kann bei dieser Frage mitreden. Wie wohne ich? Pendle ich? Was bedeutet mir der Wohnort? Die rege Bautätigkeit der letzten fünfzig Jahre hat das Landschaftsbild der Schweiz verändert. Gleichzeitig kam es zu einem Wandel der Lebensstile, einer wachsenden Mobilität und einem politischen Wertewandel in den Agglomerationen. Der Umgang mit der knappen Ressource Raum bleibt eine drängende Frage für die Zukunft. Die Weiterbildung bietet mit einem Inputreferat und Praxisbeispielen Ideen, wie die Themen Raumplanung und Zersiedelung aus politikdidaktischer Perspektive umgesetzt werden können.

Mittwoch, 16. März 2016
15.00–18.15 Uhr
Campus Brugg-Windisch

www.fhnw.ch/ph/tagungen

Anmeldeschluss: 2. März 2016

EINSTIEGSREFERAT

Tanja Klöti, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut Sozialplanung und Stadtentwicklung der Hochschule für Soziale Arbeit FHNW

«Jugendliche machen Agglo»
Jugendwelten nicht nur problematisieren, sondern ernst nehmen. Dies ist das Ziel partizipativer Raumplanung für und mit Jugendlichen.

PRAXISBEISPIEL 1

Dr. Beatrice Bürgler, Prof. Dr. Monika Reuschenbach, Dozentinnen für Geschichtsdidaktik / Politische Bildung bzw. Geografiedidaktik an der Pädagogischen Hochschule Zürich
Zielgruppe: Sekundarstufe I (allenfalls auch 6. Kl. Primar oder Sekundarstufe II)

Stadt oder Land? Politik im Geografieunterricht
Wie können die Themen Zersiedelung und Agglomerationsbildung kompetenzorientiert unterrichtet werden? Es werden Aufgabenstellungen kritisch diskutiert und weiterentwickelt.

PRAXISBEISPIEL 2

Nevena Torboski, Fabian Müller, Leiterin und Projektmitentwickler der drumrum Raumschule – Baukultur sehen und gestalten
Zielgruppe: Sekundarstufe I (allenfalls auch 6. Kl. Primar und Sekundarstufe II)

LEBENS(T)RAUM – erkunden, entwerfen, mitgestalten
Anhand von Beispielen wird gezeigt, wie die «drumrum Raumschule» Baukultur vermittelt, die Bedürfnisse der Kinder und Jugendliche mit ihnen erfasst und ihnen Plattformen für die Mitgestaltung ihrer Lebens(T)räume ermöglicht.